



24. Oktober 2012

---

## Normalfall Migration

Referat EKM-Jahrestagung 2012

---

Sehr geehrte Damen und Herren

Vielleicht klingt es in Ihren Ohren etwas provokativ, wenn man ein Referat mit dem Titel „Normalfall Migration“ bezeichnet. Nichts scheint, wirft man einen Blick in die Zeitung und auf den Bildschirm, anormaler als Migration, nichts löst mehr politische Aktivitäten aus, nichts führt zu mehr oft schrillen und alarmistischen Berichten, nichts führt zu emotionaleren Diskussionen, nichts verhilft rührigen Parteien zu mehr Erfolg als die Vorstellung, dass Migration etwas ganz und gar Anormales ist, etwas, das es zu bändigen, zu kontrollieren, zu reduzieren, ein Problem, das es zu lösen, wenn möglich zu beseitigen gilt. Und etwas, das einer bedauerlichen Entgleisung gleichkommt, einem Unterbruch des Normalzustandes, der möglichst schnell behoben werden muss, damit man dorthin zurückkehren kann, wo die Normalität ist: in eine Welt, in der angeblich jeder und jede seinen oder ihren festgefügtten Platz hat, so dass Migration nicht notwendig ist.

In der Tat hat nichts die moderne Gesellschaft stärker geprägt als dieses Bild der Sesshaftigkeit. Und nichts hat mehr zur Herausbildung moderner Nationalstaaten beigetragen als die Fähigkeit, Grenzen zu schliessen, die Bewegungen der Bürger zu kontrollieren und notfalls zu unterbinden. Es ist für uns heute kaum mehr vorstellbar, dass es bis zum Ersten Weltkrieg ganz selbstverständlich war, dass die Grenzen etwa nach Deutschland oder Frankreich ohne weiteres überquert werden konnten, dass es praktisch keine Ausweiskontrollen gab, dass man hüben wie drüben wohnte, arbeitete und auch heiratete. Das alles gilt uns vielmehr als Erscheinung der neuen europäischen Freizügigkeit.

Die Region, in der ich aufgewachsen bin, das Fricktal, war bis zum 2. Weltkrieg offener gegenüber dem benachbarten Süddeutschland als sie es heute mit der Freizügigkeit ist. Mit

grösster Selbstverständlichkeit lebte man grenzenlos, die Trennlinie des Jura gegenüber der übrigen Schweiz war ausgeprägter als diejenige des Rheins. Es waren die beiden Weltkriege, die hier eine Abschlüssung brachten, die es vorher in dieser Form nie gegeben hatte, und die nach 1945 zum Bild führten, jeder lebe in seinem Land, müsse sich auf keinen Fall über die Grenzen bewegen, um Arbeit und Auskommen zu suchen.

Schaut man sich die Geschichte der modernen Schweiz wie die Geschichte der modernen Nationalstaaten generell an, so ist diese eng verbunden mit der Herausbildung der Sesshaftigkeit als „Normalzustand“. Mit dem Aufbau eines funktionierenden Verwaltungsstaates, in dem alle Bürger erfasst werden, mit der Entstehung zunehmend kontrollierter Grenzen, mit der Herausbildung der industriellen Gesellschaft sah sich die Schweiz als eine eindeutig abgrenzbare Einheit, die bestimmt ist von Werten wie Stabilität, Ordnung und Sesshaftigkeit. Die moderne Gesellschaft propagierte als Gegenbild zu den enormen sozialen Erschütterungen und räumlichen Veränderungen, die durch Industrialisierung und Urbanisierung im 19. Jahrhundert ausgelöst wurden, das Ideal eines harmonisch ruhigen Lebens, das sich um das eigene Heim dreht, den wärmenden Herd, geschürt von der Frau, die darüber wacht, dass die Kinder ein geordnetes Zuhause haben und dass der Mann jeden Abend (sogar jeden Mittag) wieder in die Geborgenheit zurückkehren kann. Der Gatte kümmert sich am Feierabend um seine Familie, tritt im besten Fall im Sinne Gottfried Kellers vor seine Türe, um auf der Strasse nach dem Rechten zu sehen, engagiert sich im Verein, lernt mit einer Vereinsreise und dem Militärdienst das weitere Land kennen, hält sonst aber seinen Lebensmittelpunkt stabil, geprägt von Heimatliebe und Verwurzelung.

Als Aspekt der Sesshaftigkeit erscheint das Wohnen an einem angestammten und als „Heimat“ auratisierten Ort nicht unbedingt immer als gelebte Wirklichkeit, sondern vor allem als ein „Traum der Moderne“, wie Konrad Köstlin das genannt hat.

Erst die Sesshaftigkeit ermöglicht eine genaue Erfassung der Bürger (Bürgerinnen sind noch nicht so wichtig), zwecks Erhebung der Steuern, zwecks Rekrutierung für den Militärdienst, aber – wo vorhanden – auch für die Ausübung der bürgerlichen Rechte, schliesslich auch für die Unterstützung der Armengemässigen. Und so sind die Ausgabe von Personalausweisen, Pässen und Heimatscheinen und das Eröffnen der Einwohnermelderegister zentrale Elemente moderner Staatlichkeit.

Und es gehört ebenso zu den Eigenheiten moderner Nationalstaaten, dass sie denjenigen, die sich auf diese Weise nicht kontrollieren lassen, nicht nur misstrauen, sondern diese auch in die Sesshaftigkeit zwingen wollen.

Man denke an die Versuche, etwa der k und k Monarchie, die Roma sesshaft zu machen, oder an den Kampf der schweizerischen Behörden gegen die Fahrennden, mit all seinen fatalen Folgen, der bis in die 1970er-Jahre zum Ziel hatte, das Vagantentum, wie die mobile Lebensweise abschätzig genannt wurde, als gesellschaftsschädigend zu beseitigen.

Der Nationalstaat kreierte die Vorstellung eines Volkes, das seit Urzeiten hier lebte, das über eine sich deutlich von allen anderen Nationen unterscheidende Kultur und Geschichte verfügte und sich als durch eine gemeinsame Abstammung definierte Gemeinschaft sah (in der Schweiz wurde dies v.a. mit dem Bild der Pfahlbauer als Ur-Schweizer propagiert). Wie problematisch solche Annahmen sind, zeigen Blut- oder Genanalysen, die belegen, dass oft Verwandtschaften zwischen heute weit auseinander lebenden Gruppen bestehen.

Das wandernde Volk, die „Vaganten“, bevölkerten seit jeher die Landstrassen. die Vorstellung, früher sei weniger Mobilität zu finden gewesen, ist falsch. Über lange Zeiten hinweg war es gerade für die ärmeren Bevölkerungsschichten in vielen Fällen lebensnotwendig, ihren Unterhalt mobil zu verdienen, als Bettlerin, als ambulanter Handwerker oder als Gaukler und Artistin. Wer über kein Heimatrecht einer Gemeinde verfügte oder dieses verlor (was leicht passieren konnte, denn die Gemeinden versuchten mit allen Mitteln, ärmere Bürger loszuwerden), hatte kein Anrecht, sich an einem bestimmten Ort niederzulassen, und musste sich auf die Suche machen, irgendwo unterzukommen, oft ein lebenslanges Unterfangen. Das fehlende Bürgerrecht oder der Zufall, in einer armen Gegend geboren zu sein, führten zu den gleichen Wanderbewegungen wie heute, nur einfach in einer anderen räumlichen Dimension (noch nicht interkontinental). Und auch die Strategien der Abwehr waren dieselben. Die Gemeinden sammelten das „Vagantenpack“ zusammen und stellten es an die Gemeindegrenze, so wie wir es heute über die Landesgrenze abschieben.

Diese Verbindung von arm und mobil, von Migration und Bedürftigkeit, ist bis heute tief in unserer Vorstellungskraft verankert. Es sind die Armen, und damit häufig auch die, denen man nicht traut, die wandern. Und die Migration nach dem Zweiten Weltkrieg hat über weite Strecken dieses Bild bestätigt, die Migranten kamen aus ärmeren Ländern, um hier ihr Auskommen zu finden, und erschienen uns bisweilen so fremd und exotisch wie früher die Gaukler und Jahrmarktfahrer den Dörflern.

Diese Verbindung von arm und mobil blieb in der Neuzeit auch in der Gegenrichtung aufrecht erhalten. Die Schweiz hat sich seit dem 18. Jh. ihrer Armen weitgehend entledigt, dass sie sie ausgewandert hat: nach Nord- und Südamerika, nach Russland, nach Australien. Oft haben die Behörden die Reisekosten bezahlt, auch hier fallen Parallelen zu Rückkehrgeld und Migrationspartnerschaften auf, mit denen versucht wird, die ungeliebten Wanderer loszuwerden.

Doch dieses Bild von Mobilität als Ausdruck von Armut ist einseitig.

Denn das Wandern war nicht nur eine Tätigkeit der Armen, sondern auch der Erfolgreichen. Damit meine ich nicht nur die Herrscher, die bis zur Neuzeit dauernd unterwegs waren, um ihre Gebiete kontrollieren zu können, die wie heutige Expats und Diplomaten von Ort zu Ort zogen, denn ohne moderne Kommunikationsmittel und Verwaltungsformen gelang das Eintreiben von Steuern, das Sprechen von Recht oder die Rekrutierung der Gefolgsleute nur, wenn man präsent und damit dauernd auf Achse bzw. im Sattel war.

Unterwegs waren aber auch Ritter, Soldaten und Söldner, Pilger, Mönche und Kreuzfahrer, Künstler und Heiler. Für sie alle war Mobilität selbstverständlich, gehörte zu ihrem Alltag und zu ihrem Beruf; die Strecken, die sie bisweilen zurücklegten, stehen heutigen Reiserouten kaum nach.

Es ist vielleicht eine kleine Ironie der Geschichte, dass ausgerechnet die Stützen der späteren bürgerlich verfassten Nationalstaates, die Händler und Kaufleute einerseits, die Studierenden und Gelehrten andererseits ihren Erfolg ebenfalls der Mobilität verdanken. Am wenigsten gilt dies für jene Handwerker, welche ihr Gewerbe an einem Ort ausüben konnten. Aber auch diese mussten sich für einige Jahre auf Wanderschaft begeben, um ihre Kenntnisse zu erweitern, und reisten auf ihrer Walz oftmals durch weite Teile Europas. Die Händler, Kaufleute und Bankiers aber wären ohne Mobilität gar nicht in der Lage gewesen, ihre Berufe auszuüben. Und die Studierenden und Gelehrten zogen durch ganz Europa, um sich Wissen anzueignen und es weiterzugeben. Die führenden Orte der Bildung und des Geistes waren multikultureller und vielfältiger, als es die meisten Universitäten heute sind.

Die alltägliche Mobilität wurde zudem immer wieder überlagert von Wanderungsbewegungen, die durch Katastrophen ausgelöst wurden, durch Kriege, Verfolgungen einzelner Gruppen wie etwa Andersgläubiger, durch Hochwasser, Dürren oder Missernten.

Auch Bewegungen, welche heutige Migrationsströme in ihrer Dimension übertreffen, sind immer wieder zu verzeichnen. Die Idee der Helvetier, in einem einzigen grossen Auszug das Gebiet der heutigen Schweiz zu verlassen und in Richtung Meer zu ziehen, steht beispielhaft für die enormen Kräfte, welche zu solchen Entscheidungen führen. Cäsar, der den wahnwitzigen Versuch stoppte, verhielt sich kaum anders als heutige Migrationspolitiker, die Dämme errichten und Schutzwälle hochziehen, das römische Reich nicht anders als die EU, die sich systematisch abzuschotten versucht, um nicht in den «Migrationsfluten» unterzugehen – die Terminologie lehnt sich bei Wanderungsphänomenen oft an Naturereignisse und -katastrophen an.

Warum haben wir das alles vielleicht nicht vergessen, aber doch weitgehend verdrängt? Warum ist das Stillsitzen zum alles überragenden Muster geworden? Einen Teil der Antwort darauf habe ich schon gegeben: Sesshaftigkeit und moderner Verwaltungsstaat bedingen einander. Die genaue Kontrolle des Einzelnen ist nur gewährleistet, wenn er nicht dauernd umherzieht. Wohin sollen wir die AHV auszahlen, wenn wir nicht genau wissen, wo sich eine Person gerade befindet, ob sie überhaupt noch am Leben ist. Wer erfasst die Anzahl der Dienstpflichtigen samt Waffen, wenn diese sich mal hier, mal dort aufhalten? Wer ist zuständig für Ausbildung, Kinderzulage oder Krankenkassenprämienreduktion, wenn eine Familie dauernd den Wohnsitz wechselt? Sesshaftigkeit ist aber auch zum Zeichen des Erfolgs und des Wohlstands geworden. Wie könnten wir diesen besser ausdrücken als mit unserem Eigenheim. Das Auto als Symbol der Mobilität erfüllt diesen Zweck zwar ebenfalls, aber nur

sehr dosiert eingesetzt, für kurze Fahrten oder für in die Ferien. Hängt am Mercedes oder SUV ein Wohnwagen, wird das von niemandem als Zeichen des Erfolgs gelesen.

Seit einigen Jahren finden auf dem Schnidejoch im Berner Oberland Ausgrabungen statt. Vom schmelzenden Eis wurden Gegenstände wie Hosen aus Ziegenleder, Lederschuhe und Pfeilbogen freigegeben, die zu einem Menschen gehören, der an dieser Stelle um 4500 vor Christus die Alpen überqueren wollte. Die Überreste von «Schnidi» selbst, wie die dazugehörige Person genannt wird, sind bisher noch nicht aufgetaucht, der rund 1000 Jahre jüngere Oetzi bleibt zumindest in dieser Hinsicht einzigartig. Nicht einzigartig war jedoch seine Wanderung. Alpenquerungen gibt es offenbar, seit diese Region besiedelt wird, seit mehr als 6000 Jahren also. Die Menschen legten schon damals grosse Strecken zurück, nicht nur, um zu jagen, sondern auch um ihre Lebenssituation zu verbessern, Handel zu treiben oder Materialien zu besorgen, die sie nur an entfernten Orten fanden. Wanderungen aller Art sind also so alt wie die Menschen selber. Daran haben auch die spätere Sesshaftigkeit und der Beginn des Ackerbaus nichts geändert. Die Bibel allerdings sieht in den zwei Lebensformen des Nomaden und Viehzüchters einerseits und des sesshaften Ackerbauern andererseits eine grundlegende Spaltung der Menschheit. Sie hat darin nicht unrecht, denn die beiden Gruppen standen sich in der Tat misstrauisch bis feindselig gegenüber, weil ihre Lebensstile ganz andere Nutzungen der Natur verlangen und unterschiedliche soziale Ordnungen mit sich bringen. Die Sesshaften, so scheint es, haben diesen Konflikt für sich entschieden, denn Nomaden gibt es kaum noch. Die letzten, etwa die Tuareg, rebellieren verzweifelt gegen die Einzwängung in staatliche Grenzen.

Übersehen wird bei dieser Zweiteilung aber in der Regel, dass es sich nicht um den Gegensatz von zwei absoluten Polen handelt, sondern um ein Kontinuum, auf dem zwischen vollständiger Mobilität und totaler Sesshaftigkeit sämtliche Zwischenstufen vorkommen. So gesehen, ist die Sesshaftigkeit nur der Endpunkt einer langen Linie von Lebensstilen, die primär dadurch gekennzeichnet sind, welche Bewegungen und Wanderungen von den entsprechenden Menschen ausgeführt und gelebt werden.

Wanderungen über weite Strecken, die man in einem bestimmten Rhythmus vollführt, stehen neben saisonalen Wanderungen, wie sie in den Alpen über verschiedene Höhenstufen heute zumindest noch relikthaft vorhanden sind. Formen der sogenannten Transhumanz war in vielen traditionellen Gesellschaften zu finden.

In der Neuzeit schliessen sich daran vielfältige Wanderungen vom Land in die Stadt, von abgelegenen Tälern in zentrale Regionen, von Armuts- und Abschwunggebieten in solche der wirtschaftlichen Expansion an. Und umgekehrt beginnt die Suche nach Erholung: Zunächst vor allem vermögende und gebildete Leute, zunehmend aber immer mehr Schichten reisen in die entgegengesetzte Richtung. Und schliesslich kennen wir die Fahrten über grosse Stre-

cken, manchmal durch ganz Europa oder auch nach Übersee, einmal oder mehrmals, die heute für viele Berufstätige und zunehmend auch für Rentner zum Normalfall werden.

Es finden sich unzählige Gründe, warum Menschen sich auf den Weg machen. Die Flucht vor Armut und Not und die Suche nach neuen Lebensgrundlagen und nach wirtschaftlichem Erfolg sind dabei ebenso zu berücksichtigen wie Faktoren, die auf einer ganz anderen Ebene liegen – mentale etwa wie Neugier, Abenteuerlust oder Sinnsuche, soziale wie das Abstreifen einengender familiärer oder gesellschaftlicher Bindungen oder politische wie Verfolgung aus verschiedenen Gründen.

All diese Bewegungen sehen als einzelne Linien eher zufällig und planlos aus, gebündelt nach Regionen und Zeiten widerspiegeln sie jedoch die zentralen Fragen jeder Epoche: die Bedeutung religiösen Heils im Mittelalter, die Nachfrage nach Soldaten in Zeiten des Krieges, die Wichtigkeit des Handels über Pässe hinweg, die Notwendigkeit, sich auf der Stör seinen Lebensunterhalt zu verdienen, die Armut der Bergtäler im 18. und 19. Jahrhundert, die Sogkraft der neuen Industrien im 19. Jahrhundert, der Bedarf an Arbeitskräften im Aufschwung nach dem Zweiten Weltkrieg, die Suche nach Wärme und Erholung, aber auch nach Fun und Abenteuer heute, die Erschliessung immer neuer Ressourcen und Märkte in einer zunehmend globalisierten Welt, die wachsende Bedeutung von Brainforce in der Wissensökonomie.

Nicht alle Wanderer werden von der Gesellschaft gleich aufgenommen, die einen sind beliebt, gar unentbehrlich, andere duldet man oder gewöhnt sich mit der Zeit an sie, wiederum andere werden gemieden, gar verfolgt. Auch hier zeigen sich die Eigenheiten jeder Epoche: Den protestantischen Kantonen sind die hugenottischen Glaubensbrüder, der liberalen Schweiz im 19. Jahrhundert die politischen Freunde aus den Nachbarländern, der Gesellschaft des Kalten Krieges die aus kommunistischen Staaten Geflüchteten willkommen. Auf Ablehnung stossen hingegen diejenigen, die dem Zeitgeist weniger entsprechen. Doch solche Einschätzungen wandeln sich: Wer lange als fremdländisch galt wie die italienischen «Gastarbeiter» der Sechziger- und Siebzigerjahre des 20. Jahrhunderts, wird schliesslich zum vertrauten Nachbarn und Lebensstilvorbild einer allseits gepflegten Italianità und einer Sehnsucht nach mediterranem Flair.

Mit der modernen Technik, den schnellen Transportmitteln und den digitalen Kommunikationsformen, die uns alle möglichen Orte der Welt real oder virtuell in kürzester Zeit erreichen lassen, werden die Grenzen immer durchlässiger, die Menschen immer mobiler. Sie haben mehrere Wohnsitze, pendeln zwischen verschiedenen Welten und verschieben ihren Lebensmittelpunkt immer wieder: von Kaskaden- oder Pendelmigration ist etwa die Rede.

Das sogenannte Transkulturalitätskonzept zeigt Kultur demnach als spannungsreiches Hin und Her, welches nicht ein ‚Entweder-Oder‘, sondern ein ‚Sowohl-als-Auch‘ hervorhebt: Die Wissenschaft beschäftigt sich vor diesem Hintergrund zunehmend mit Themen und Begriffen, welche die Übergänge, das Graduelle, das Ineinanderfliessen hervorheben.

Das „Neue“ an dieser Phase ist die globale Ausdehnung dieser zirkulierenden Ströme. Diese erfolgt in allen Lebensbereichen: Waren, Finanzen, Medien, Technik wie eben auch Arbeitskräfte oder Flüchtlinge. Diese Ströme schaffen Orte massiver Ballungen (z.B. Megacities), umgehen aber auch bestimmte Gebiete (z.B. Zonen der Armut).

Zweitens führt die Ausdifferenzierung dieser Zirkulationssphären zu neuen, sogenannten prozessualen „Landschaften“, zu den sogenannten „ethnoscapes“, „mediascapes“, „technoscapes“ (A. Appadurai) usw. Gemeint sind damit Räume, die durch die moderne Technologie global miteinander vernetzt sind, ohne dass noch territoriale Zusammenhänge bestehen. Bestimmte Migrationsgruppen stehen z.B. weltweit in Kontakt, tauschen sich kulturell, politisch und ökonomisch aus, ohne dass sie in zusammenhängenden Gebieten leben.

Die „Vielheit räumlicher Orientierungen“ wird zunehmen, eine „Polyzentrik“ der Raumordnungen wird sichtbar, die Menschen werden „ortspolygam“, wie Ulrich Beck das genannt hat. Dies wirft für den Umgang mit Migration neue Fragen auf:

- Was heisst Integrationspolitik, wenn bestimmte Gruppen global agieren, also nicht einfach an einem Ort leben, an dem sie „daheim“ sind?
- Welche Konsequenzen ergeben sich daraus für national verfasste Staaten und Gesellschaften, was die Politik der Zugehörigkeit auf allen Ebenen von der Sprache und den kulturellen Attributen bis zum Steuer- und Sozialsystem betrifft?

Es gilt, Migrationspolitik als einen Prozess zu verstehen, der zwar im Laufe der Zeit sein Gesicht verändert, der aber selbstverständlich, normal ist. Selbstverständlich in dem Sinne, dass es zur Politik gehört wie Gesundheits-, Bildungs-, Verkehrs- oder Finanzpolitik, ohne Dämonisierungen, ohne Idealisierungen. Und Migration betrifft alle diese Bereiche, sie ist nicht abgesondert von der übrigen Wirklichkeit einer Gesellschaft und muss daher immer mitgedacht werden. Denn Migration ist Alltag, sie wird Alltag bleiben und sogar alltäglicher werden, da sie an Bedeutung eher zu- als abnehmen wird. Ich danke Ihnen.

Walter Leimgruber, Präsident EKM